

In: Reinhard Kreckel (1983): Soziale Ungleichheit.  
Sondernummer der Sozialen Welt. Schwartz, S. 183ff.

## Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital

Von Pierre Bourdieu

Die gesellschaftliche Welt ist akkumulierte Geschichte. Sie darf deshalb nicht auf eine Aneinanderreihung von kurzlebigen und mechanischen Gleichgewichtszuständen reduziert werden, in denen die Menschen die Rolle von austauschbaren Teilchen spielen. Um einer derartigen Reduktion zu entgehen, ist es wichtig, den Kapitalbegriff wieder einzuführen, und mit ihm das Konzept der Kapitalakkumulation mit allen seinen Implikationen. Kapital ist akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, „inkorporierter“ Form. Wird Kapital von einzelnen Akteuren oder Gruppen privat und exklusiv angeeignet, so wird dadurch auch die Aneignung sozialer Energie in Form von verdinglichter oder lebendiger Arbeit möglich. Als *vis insita* ist Kapital eine Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt; gleichzeitig ist das Kapital — als *lex insita* — auch grundlegendes Prinzip der inneren Regelmäßigkeiten der sozialen Welt. Auf das Kapital ist es zurückzuführen, daß die Wechselspiele des gesellschaftlichen Lebens, insbesondere des Wirtschaftslebens, nicht wie einfache Glücksspiele verlaufen, in denen jederzeit eine Überraschung möglich ist: Beim Roulette z. B. kann in kürzester Zeit ein ganzes Vermögen gewonnen und damit gewissermaßen in einem einzigen Augenblick ein neuer sozialer Status erlangt werden; im nächsten Augenblick kann dieser Gewinn aber bereits wieder aufs Spiel gesetzt und vernichtet werden. Das Roulette entspricht ziemlich genau dem Bild eines Universums vollkommener Konkurrenz und Chancengleichheit, einer Welt ohne Trägheit, ohne Akkumulation und ohne Vererbung von erworbenen Besitztümern und Eigenschaften. Jeder Augenblick wäre dort vollkommen unabhängig von allen vorausgegangenen, jeder Soldat trüge dort den Marschallsstab im Tornister und jeder könnte dort unverzüglich jedes Ziel verwirklichen, so daß jedermann zu jeder Zeit alles werden könnte. Aber die Akkumulation von Kapital, ob nun in objektiverter oder verinnerlichter Form, braucht Zeit. Dem Kapital wohnt eine Überlebenstendenz inne; es kann ebenso Profite produzieren wie sich selbst reproduzieren oder auch wachsen. Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, daß nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist.<sup>1)</sup> Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d. h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis<sup>2)</sup> entschieden wird.

<sup>1)</sup> Dieses Beharrungsvermögen der Kapitalstrukturen hängt zum einen damit zusammen, daß sie sich in der Regel im Rahmen von Institutionen und Dispositionen reproduzieren, die ihrerseits Produkte von Kapitalstrukturen sind und deshalb auch auf sie abgestimmt sind; selbstverständlich wird es aber durch gezieltes politisch-konservatives Handeln noch verstärkt, nämlich durch eine Politik der Demobilisierung und Depolitisierung, die darauf abzielt, die Beherrschten in einem bloß praktischen Gruppenzustand zu halten, so daß sie lediglich durch das Zusammenspiel von Anordnungen miteinander in Verbindung treten und dazu verurteilt sind, wie ein Aggregat zu funktionieren und auf die immer gleichen isolierten und additiven Praktiken (wie die Entscheidungen des Marktes oder des Wählens) beschränkt zu bleiben.

<sup>2)</sup> Zum Begriff der Praxis vgl. Bourdieu, P.: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976 (franz. Original: Genf 1972).

Es ist nur möglich, der Struktur und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden, wenn man den Begriff des *Kapitals in allen seinen Erscheinungsformen* einführt, nicht nur in der aus der Wirtschaftstheorie bekannten Form. Die Wirtschaftstheorie hat sich nämlich ihren Kapitalbegriff von einer ökonomischen Praxis aufzwingen lassen, die eine historische Erfindung des Kapitalismus ist. Dieser wirtschaftswissenschaftliche Kapitalbegriff reduziert die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warentausch, der objektiv und subjektiv auf Profitmaximierung ausgerichtet und vom (ökonomischen) *Eigennutz* geleitet ist. Damit erklärt die Wirtschaftstheorie implizit alle anderen Formen sozialen Austausches zu nicht-ökonomischen, *uneigennütigen* Beziehungen. Denn wer den Begriff des Eigennutzes im engen wirtschaftswissenschaftlichen Sinne gebraucht, ist auch zur Verwendung des Komplementärbegriffes der Uneigennützigkeit gezwungen: Man kann nicht die Welt des „Bourgeois“ mit seiner doppelten Buchführung erfinden, ohne gleichzeitig die Vorstellung vom reinen und vollkommenen Universum des Künstlers und Intellektuellen mitzuschaffen, wo das „L'art pour l'art“ und die reine Theorie uneigennützig regieren. Mit anderen Worten, die Wirtschaftswissenschaft ist zu einer Wissenschaft von den Marktbeziehungen geworden, die in dem Maße, wie sie von den Grundlagen ihres eigenen Gegenstandsbereiches — dem Privateigentum, dem Profit, der Lohnarbeit usw. — abstrahiert, nicht einmal das Gesamtgebiet der ökonomischen Produktion abdeckt. Mit der Begründung einer dergleichen engen Wirtschaftswissenschaft wurde zugleich das Entstehen einer *allgemeinen Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis* verhindert, die den Warentausch lediglich als speziellen Fall unter mehreren möglichen Formen von sozialem Austausch behandelt.

Es ist bemerkenswert, daß gerade diejenigen intellektuellen und künstlerischen Praktiken und Güter dem „kalten Hauch“ des egoistischen Kalküls (und der Wissenschaft) entzogen wurden, die ein Quasi-Monopol der Angehörigen der herrschenden Klasse sind. Man könnte sagen, daß der Ökonomismus nur deshalb nicht alles auf die Ökonomie reduzieren konnte, weil dieser Wissenschaft selbst immer schon eine Reduktion zugrunde liegt: Sie verschont alle die Bereiche, die als sakrosankt gelten sollen. Wenn nämlich der Wirtschaft nur die am unmittelbar ökonomischen Nutzenkalkül ausgerichteten Praktiken und die direkt und unmittelbar in Geld umsetzbaren (und damit „quantifizierbaren“) Güter zugerechnet werden, dann erscheint in der Tat die Gesamtheit der bürgerlichen Produktion und Austauschbeziehungen als von der Wirtschaft ausgenommen; sie kann sich dann als eine Sphäre der Uneigennützigkeit begreifen und darstellen. Wie aber jedermann weiß, haben auch scheinbar unverkäufliche Dinge ihren Preis. Sie lassen sich nur deshalb so schwer in Geld umsetzen, weil sie mit der Absicht einer ausdrücklichen *Verneinung des Ökonomischen* hergestellt werden. Man sieht also, eine wirklich allgemeine Wissenschaft von der ökonomischen Praxis muß in der Lage sein, auch alle die Praxisformen miteinzubeziehen, die zwar objektiv ökonomischen Charakter tragen, aber als solche im gesellschaftlichen Leben nicht erkannt werden und auch nicht erkennbar sind. Sie verwirklichen sich nur aufgrund eines erheblichen Aufwandes an Verschleierung oder, besser, *Euphemisierung*. Eine allgemeine ökonomische Praxiswissenschaft muß sich deshalb bemühen, das Kapital und den Profit in allen ihren Erscheinungsformen zu erfassen und die Gesetze zu bestimmen, nach denen die verschiedenen Arten von Kapital (oder, was auf dasselbe herauskommt, die verschiedenen Arten von Macht) gegenseitig ineinander transformiert werden.

Das Kapital kann auf drei grundlegende Arten auftreten. In welcher Gestalt es jeweils erscheint, hängt von dem jeweiligen Anwendungsbereich sowie den mehr oder

weniger hohen Transformationskosten ab, die Voraussetzung für sein wirksames Auftreten sind: Das *ökonomische Kapital* ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts; das *kulturelle Kapital* ist unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von schulischen Titeln; das *soziale Kapital*, das Kapital an sozialen Verpflichtungen oder „Beziehungen“, ist unter bestimmten Voraussetzungen ebenfalls in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form von Adelstiteln.

### 1. Das kulturelle Kapital

Das kulturelle Kapital kann in drei Formen existieren: (1.) in verinnerlichtem, *inkorporiertem Zustand*, in Form von dauerhaften Dispositionen des Organismus, (2.) in *objektiviertem Zustand*, in Form von kulturellen Gütern, Bildern, Büchern, Lexika, Instrumenten oder Maschinen, in denen bestimmte Theorien und deren Kritiken, Problematiken usw. Spuren hinterlassen oder sich verwirklicht haben, und schließlich (3.) in *institutionalisiertem Zustand*, einer Form von Objektivierung, die deswegen gesondert behandelt werden muß, weil sie — wie man beim schulischen Titel sieht — dem kulturellen Kapital, das sie ja garantieren soll, ganz einmalige Eigenschaften verleiht.

Der etwas apodiktische Eindruck, den mein „Axiomatisierungsversuch“ machen könnte, soll nicht täuschen:<sup>3)</sup> Der Begriff des kulturellen Kapitals hat sich mir bei der Forschungsarbeit als theoretische Hypothese angeboten, die es gestattete, die Ungleichheit der schulischen Leistungen von Kindern aus verschiedenen sozialen Klassen zu begreifen. Dabei wurde der „Schulerfolg“, d. h. der spezifische Profit, den die Kinder aus verschiedenen sozialen Klassen und Klassenfraktionen auf dem schulischen Markt erlangen können, auf die Verteilung des kulturellen Kapitals zwischen den Klassen und Klassenfraktionen bezogen. Dieser Ausgangspunkt impliziert einen Bruch mit den Prämissen, die sowohl der landläufigen Betrachtungsweise, derzufolge schulischer Erfolg oder Mißerfolg auf die Wirkung natürlicher „Fähigkeiten“ zurückgeführt wird, als auch den Theorien vom „Humankapital“ zugrundeliegen.

Den Ökonomen der *Humankapital-Schule*<sup>4)</sup> kommt das scheinbare Verdienst zu, explizit die Frage aufgeworfen zu haben, in welchem Verhältnis die durch Erziehungsinvestition und durch ökonomische Investition generierten Profitraten zueinander stehen und wie dieses Verhältnis sich entwickelt. Allerdings bezieht das von ihnen benutzte Maß für den Ertrag schulischer Investition nur solche Investitionen und Profite ein, die sich in Geld ausdrücken oder direkt konvertieren lassen, wie die Studienkosten oder das finanzielle Äquivalent für die zum Studium verwendete Zeit. Außerdem können sie die relative Bedeutung nicht verständlich machen, die die unterschiedlichen Akteure und Klassen der ökonomischen und der kulturellen Investitionen jeweils beimessen; denn sie stellen die *Struktur* der unterschiedlichen Profitchancen nicht systematisch in Rechnung, die die verschiedenen Märkte aufgrund

<sup>3)</sup> Spricht man, wie hier, über Begriffe um ihrer selbst willen, statt sie anzuwenden, so muß man immer schematisch und formal sein, also „theoretisch“ im üblichen — aber auch im üblicherweise akzeptierten — Sinne dieses Wortes.

<sup>4)</sup> Vgl. insbesondere Becker, G. S.: *Human Capital*, New York: Columbia University Press 1964.

der Größe und Struktur ihres jeweiligen Einzugsbereiches zu bieten haben. Des weiteren stellen sie die schulischen Investitionsstrategien nicht in einem Gesamtzusammenhang mit den anderen Erziehungsstrategien und dem System der Reproduktionsstrategien. Daraus ergibt sich das unausweichliche Paradoxon, daß die Humankapital-Theoretiker sich selbst dazu verdammen, die am besten verborgene und sozial wirksamste Erziehungsinvestition unberücksichtigt zu lassen, nämlich die *Transmission kulturellen Kapitals in der Familie*. Ihre Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Bildungs-„Fähigkeit“ und Bildungsinvestition zeigen, daß sie die Tatsache übersehen, daß „Fähigkeit“ oder „Begabung“ auch das Produkt einer Investition von Zeit und kulturellem Kapital ist.<sup>5)</sup> Und da es darum geht, die Profite der schulischen Investition zu ermitteln, so versteht man, daß sie nur nach der Rentabilität der Erziehungsausgaben für die „Gesellschaft“ als Ganze<sup>6)</sup> oder dem Beitrag der Erziehung zur „nationalen Produktivität“<sup>7)</sup> fragen können. Diese typisch funktionalistische Definition der Erziehungsfunktionen ignoriert den Beitrag, den das Erziehungssystem zur Reproduktion der Sozialstruktur leistet, indem es die Vererbung von kulturellem Kapital sanktioniert. Eine derartige Definition von „Humankapital“ kann, trotz ihrer „humanistischen“ Konnotationen, dem Ökonomismus nicht entkommen. Sie übersieht u. a., daß der schulische Ertrag schulischen Handelns vom kulturellen Kapital abhängt, das die Familie zuvor investiert hat, und daß der ökonomische und soziale Ertrag des schulischen Titels von dem ebenfalls ererbten sozialen Kapital abhängt, das zu seiner Unterstützung zum Einsatz gebracht werden kann.

#### a) Inkorporiertes Kulturkapital

Die meisten Eigenschaften des kulturellen Kapitals lassen sich aus der Tatsache herleiten, daß es grundsätzlich *körpergebunden* ist und Verinnerlichung (incorporation) voraussetzt. Die Akkumulation von Kultur in inkorporiertem Zustand — also in der Form, die man auf französisch „culture“, auf deutsch „Bildung“, auf englisch „cultivation“ nennt — setzt einen *Verinnerlichungsprozeß* voraus, der in dem Maße wie er Unterrichts- und Lernzeit erfordert, *Zeit kostet*. Die Zeit muß vom Investor *persönlich* investiert werden: Genau wie wenn man sich eine sichtbare Muskulatur oder eine gebräunte Haut zulegt, so läßt sich auch die Inkorporation von Bildungskapital nicht durch eine fremde Person vollziehen. Das *Delegationsprinzip* ist hier ausgeschlossen.

Wer am Erwerb von Bildung arbeitet, arbeitet an sich selbst, er „bildet sich“. Das setzt voraus, daß man „mit seiner Person bezahlt“, wie man im Französischen sagt. D. h., man investiert vor allen Dingen Zeit, aber auch eine Form von sozial konstituierter Libido, die *libido sciendi*, die alle möglichen Entbehrungen, Versagungen und Opfer mit sich bringen kann. Daraus folgt, daß von allen Maßen für kulturelles Kapital diejenigen am wenigsten ungenau sind, die die *Dauer des Bildungserwerbs* zum Maßstab nehmen — selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß dabei keine Reduktion auf die bloße Dauer des Schulbesuches vorgenommen wird. Auch die Primärerziehung in der Familie muß in Rechnung gestellt werden, und zwar je nach dem Abstand zu den Erfordernissen des schulischen Marktes entweder als positiver Wert, als gewonnene Zeit und Vorsprung, oder als negativer Faktor, als *doppelt*

<sup>5)</sup> Ebda., S. 63—66.

<sup>6)</sup> „Social rate of return“ (ebda., S. 121).

<sup>7)</sup> „Social gain of education as measured by its effects on national productivity“ (ebda., S. 155).

verlorene Zeit, weil zur *Korrektur* der negativen Folgen nochmals Zeit eingesetzt werden muß.<sup>8)</sup>

Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der „Person“, zum Habitus geworden ist; aus „Haben“ ist „Sein“ geworden. Inkorporiertes und damit verinnerlichtes Kapital kann deshalb (im Unterschied zu Geld, Besitz- oder sogar Adelstiteln) nicht durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch *kurzfristig* weitergegeben werden. Daraus folgt, daß die Nutzung oder Ausbeutung kulturellen Kapitals sich für die Eigner ökonomischen oder sozialen Kapitals als besonders problematisch erweist. Ob es sich nun um private Mäzene handelt oder, im Gegenteil, um Unternehmer, die ein „Kaderpersonal“ mit spezifischen kulturellen Kompetenzen beschäftigen (von den neuen Staatsmäzenen ganz zu schweigen), immer stellt sich folgendes Problem: Wie läßt sich diese so eng an die Person gebundene Kapitalform kaufen, ohne die Person selbst zu kaufen — denn das würde zum Verlust des Legitimationseffekts führen, der auf der Verschleierung von Abhängigkeit beruht? Wie ist die für bestimmte Unternehmen erforderliche Konzentration von kulturellem Kapital zu bewerkstelligen, ohne zugleich eine Konzentration der Träger dieses Kapitals herbeizuführen, was vielerlei unerwünschte Folgen haben könnte?

Die Inkorporierung von kulturellem Kapital kann sich — je nach Epoche, Gesellschaft und sozialer Klasse in unterschiedlich starkem Maße — ohne ausdrücklich geplante Erziehungsmaßnahmen, also völlig unbewußt vollziehen. Verkörperlichtes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren, z. B. die typische Sprechweise einer Klasse oder Region. Dadurch wird auch der jeweilige Wert eines kulturellen Kapitals mitbestimmt, denn über die Aufnahmefähigkeit eines einzelnen Aktors hinaus kann es ja nicht akkumuliert werden. Es vergeht und stirbt, wie sein Träger stirbt und sein Gedächtnis, seine biologischen Fähigkeiten usw. verliert. D. h., das kulturelle Kapital ist auf vielfältige Weise mit der Person in ihrer biologischen Einzigartigkeit verbunden und wird auf dem Wege der sozialen Vererbung weitergegeben, was freilich immer im Verborgenen geschieht und häufig ganz unsichtbar bleibt. Weil die sozialen Bedingungen der Weitergabe und des Erwerbs von kulturellem Kapital viel verborgener sind, als dies beim ökonomischen Kapital der Fall ist, wird es leicht als bloßes symbolisches Kapital aufgefaßt; d. h., seine wahre Natur als Kapital wird verkannt, und es wird stattdessen als legitime Fähigkeit oder Autorität anerkannt, die auf allen den Märkten (z. B. dem Heiratsmarkt) zum Tragen kommt, wo das ökonomische Kapital keine volle Anerkennung findet. Des weiteren ergibt sich aus dieser wahrhaft „symbolischen Logik“, daß der Besitz eines großen kulturellen Kapitals als „etwas besonderes“ aufgefaßt wird und deshalb zur Basis für weitere materielle und symbolische Profite wird: Wer über eine bestimmte Kulturkompetenz verfügt, z. B. über die Fähigkeit des Lesens in einer Welt von Analphabeten, gewinnt aufgrund seiner Position in der Verteilungsstruktur des kulturellen Kapitals einen *Seltenheitswert*, aus dem sich Extraprofite ziehen lassen. D. h., derjenige Teil des Profits, der in unserer Gesellschaft aus dem Seltenheitswert bestimmter Formen von kulturellem Kapital erwächst, ist letzten Endes darauf zurückzuführen, daß nicht alle Individuen über die ökonomischen und kulturellen Mittel

<sup>8)</sup> Diese Aussage impliziert keinerlei Anerkennung des Wertes schulischer Leistungsbeurteilungen. Sie stellt lediglich fest, daß eine tatsächliche Beziehung zwischen einem bestimmten kulturellen Kapital und den Gesetzen des schulischen Marktes vorliegt: Verhaltensdispositionen, die auf dem schulischen Markt negativ bewertet werden, können auf anderen Märkten — in erster Linie sicherlich bei den sozialen Beziehungen innerhalb der Schulklasse — einen sehr positiven Wert haben.

verfügen, die es ihnen ermöglichen, die Bildung ihrer Kinder über das Minimum hinaus zu verlängern, das zu einem gegebenen Zeitpunkt für die Reproduktion der Arbeitskraft mit dem geringsten Marktwert erforderlich ist.<sup>9)</sup> Die ungleiche Verteilung von Kapital, also die *Struktur des gesamten Feldes*, bildet somit die Grundlage für die spezifischen Wirkungen von Kapital, nämlich die Fähigkeit zur Aneignung von Profiten und zur Durchsetzung von Spielregeln, die für das Kapital und seine Reproduktion so günstig wie möglich sind.

Die stärkste Grundlage für die symbolische Wirksamkeit von kulturellem Kapital ergibt sich aber zweifellos aus der Logik seiner Übertragung. Einerseits ist der Prozeß der Aneignung von objektiviertem kulturellem Kapital (also: die dafür erforderliche Zeit) bekanntlich in erster Linie von dem in der gesamten Familie verkörperten kulturellen Kapitals abhängig; andererseits ist aber auch bekannt, daß die Akkumulation kulturellen Kapitals von frühester Kindheit an — die Voraussetzung zur schnellen und mühelosen Aneignung jeglicher Art von nützlichen Fähigkeiten — ohne Verzögerung und Zeitverlust nur in Familien stattfindet, die über ein so starkes Kulturkapital verfügen, daß die gesamte Zeit der Sozialisation zugleich eine Zeit der Akkumulation ist. Daraus folgt, daß die Übertragung von Kulturkapital zweifellos die am besten verschleierte Form erblicher Übertragung von Kapital ist. Deshalb gewinnt sie in dem System der Reproduktionsstrategien von Kapital um so mehr an Gewicht, je mehr die direkten und sichtbaren Formen der Übertragung sozial mißbilligt und kontrolliert werden.

Es ist unmittelbar ersichtlich, daß die zum Erwerb erforderliche *Zeit* das Bindeglied zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital darstellt. Unterschiedliches Kulturkapital in der Familie führt zunächst zu Unterschieden beim Zeitpunkt des Beginns des Übertragungs- und Akkumulationsprozesses, sodann zu Unterschieden in der Fähigkeit, den im eigentlichen Sinne kulturellen Anforderungen eines langandauernden Aneignungsprozesses gerecht zu werden. In engem Zusammenhang damit steht außerdem die Tatsache, daß ein Individuum die *Zeit* für die Akkumulation von kulturellem Kapital nur so lange ausdehnen kann, wie ihm seine Familie freie, von ökonomischen Zwängen befreite *Zeit* garantieren kann.

#### b) *Objektiviertes Kulturkapital*

Das objektivierte Kulturkapital hat eine Reihe von Eigenschaften, die sich nur durch seine Beziehung zum inkorporierten, verinnerlichten Kulturkapital bestimmen lassen. Kulturelles Kapital ist materiell übertragbar, auf dem Wege über seine materiellen Träger (z. B. Schriften, Gemälde, Denkmäler, Instrumente usw.). Eine Gemäldesammlung etwa läßt sich ebenso gut übertragen wie ökonomisches Kapital — wenn nicht sogar besser, weil sie sich leichter verbergen läßt. Übertragbar ist allerdings nur das juristische Eigentum. Dagegen ist dasjenige Merkmal, das die eigentliche Aneignung erst ermöglicht, nicht (oder nicht notwendigerweise) übertragbar: nämlich die Verfügung über kulturelle Fähigkeiten, die den Genuß eines Gemäldes oder den Gebrauch einer Maschine erst ermöglichen; diese kulturellen Fähigkeiten sind nichts anderes als inkorporiertes Kulturkapital, für das die zuvor dargestellten Übertragungsregeln gelten.

Kulturelle Güter können somit entweder zum Gegenstand materieller Aneignung werden; dies setzt ökonomisches Kapital voraus. Oder sie können symbolisch an-

<sup>9)</sup> In einer wenig differenzierten Gesellschaft, in der die Möglichkeiten des Zuganges zu den Instrumenten der Aneignung des kulturellen Erbes sehr ungleich verteilt sind, fungiert die inkorporierte Kultur nicht als Kulturkapital, also als Instrument zum Erwerb exklusiver Vorteile.

geeignet werden, was inkorporiertes Kulturkapital voraussetzt. Daraus folgt, daß der Eigentümer von Produktionsmitteln einen Weg finden muß, entweder selbst das für deren spezifische Aneignung und Nutzung erforderliche inkorporierte Kulturkapital zu erwerben oder sich die Dienste der Inhaber dieses kulturellen Kapitals verfügbar zu machen. Mit anderen Worten, um Maschinen zu besitzen, genügt ökonomisches Kapital; das ihnen anhaftende wissenschaftlich-technische Kulturkapital bestimmt jedoch ihre spezifische Zwecksetzung; sie können deshalb nur angeeignet und angemessen genutzt werden, wenn der Produktionsmittelbesitzer entweder selbst über das erforderliche verinnerlichte Kapital verfügt oder es sich dienstbar zu machen vermag. Zweifellos ist dies die Grundlage für den ambivalenten Status der sog. „Kaderkräfte“: Aus der Tatsache, daß sie in streng ökonomischem Sinne nicht die Eigentümer der Produktionsmittel sind, die sie benützen, und daß sie von ihrem inkorporierten Kulturkapital nur profitieren können, indem sie es — in Gestalt von Dienstleistungen oder Produkten — an die Produktionsmitteleigentümer verkaufen, ergibt sich einerseits, daß sie der Gruppe der Beherrschten zuzurechnen sind; hebt man andererseits die Tatsache hervor, daß sie ihre Profite aus der Anwendung einer spezifischen Form von Kapital ziehen, so muß man sie zur Gruppe der Herrschenden zählen. Alles scheint somit darauf hinzudeuten, daß die *kollektive* Macht der Inhaber von Kulturkapital — und damit auch die für seine Beherrschung erforderliche Qualifikationszeit — zunimmt. Dem steht allerdings entgegen, daß die Inhaber von ökonomischem Kapital (als der dominierenden Kapitalform) die Inhaber von kulturellem Kapital in eine Konkurrenzsituation bringen können; das fällt umso leichter, als letztere aufgrund der von ihnen erfahrenen Ausbildungs- und Auslesebedingungen (und insbesondere der Wettbewerbslogik in der Schule und bei Prüfungen) ohnehin zum Konkurrenzverhalten neigen.

Die Erscheinungsform von kulturellem Kapital in objektiviertem Zustand ist die eines autonomen und kohärenten Ganzen, das — obwohl es das Produkt historischen Handelns ist — seinen eigenen Gesetzen gehorcht, die dem individuellen Willen entzogen sind. Es läßt sich deshalb, wie etwa das Beispiel der Sprache zeigt, nicht auf das inkorporierte Kulturkapital der einzelnen Handelnden — oder auch der Gesamtheit aller Handelnden — reduzieren. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß das objektivierte Kulturkapital als materiell und symbolisch aktives und handelndes Kapital nur fortbesteht, sofern es von Handelnden angeeignet und in Auseinandersetzungen als Waffe und als Einsatz verwendet wird. Ort dieser Auseinandersetzung ist das Feld der kulturellen Produktion (Kunst, Wissenschaft usw.) und, darüber hinaus, das Feld der sozialen Klassen. Dort setzen die Handelnden ihre Kräfte ein und erhalten Profite, die dem Grad ihrer Fähigkeit zur Beherrschung objektivierten Kulturkapitals (also: ihrem inkorporierten Kulturkapital) entsprechen.<sup>10)</sup>

#### c) *Institutionalisiertes Kulturkapital*

Inkorporiertes Kulturkapital ist den gleichen biologischen Grenzen unterworfen wie seine jeweiligen Inhaber. Die Objektivierung von inkorporiertem Kulturkapital in Form von *Titeln* ist ein Verfahren, mit dem dieser Mangel ausgeglichen wird: Titel schaffen einen Unterschied zwischen dem kulturellen Kapital des Autodi-

<sup>10)</sup> Die dialektische Beziehung zwischen dem objektivierten Kulturkapital, dessen reinsten Form die Schrift ist, und dem inkorporierten Kulturkapital ist allzu oft auf die exaltierte These von der „Erniedrigung des Geistes durch den Buchstaben“, des „Lebendigen“ durch das „Erstarre“, des „Schöpferischen“ durch die „Routine“, „de la grâce par la pesanteur“ reduziert worden.

dakten, das ständig unter Beweiszwang steht, und dem kulturellen Kapital, das durch Titel schulisch sanktioniert und rechtlich garantiert ist, die (formell) unabhängig von der Person ihres Trägers gelten. Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt. Die Alchimie des gesellschaftlichen Lebens hat daraus eine Form von kulturellem Kapital geschaffen, dessen Geltung nicht nur relativ unabhängig von der Person seines Trägers ist, sondern auch von dem kulturellen Kapital, das dieser tatsächlich zu einem gegebenen Zeitpunkt besitzt: Durch kollektive Magie wird das kulturelle Kapital ebenso *institutionalisiert* wie, nach Merleau-Ponty, die Lebenden ihre Toten mit Hilfe von Trauerriten „institutionalisieren“. Man denke nur an die Prüfungsform des „concours“<sup>11)</sup>, die aus einem Kontinuum von minimalen Leistungsunterschieden dauerhafte, brutale Diskontinuitäten *produziert*. Nach dem Alles-oder-Nichts-Prinzip wird zwischen dem letzten erfolgreichen und dem ersten durchgefallenen Prüfling ein wesensmäßiger Unterschied institutionalisiert, der die offiziell anerkannte und garantierte *Kompetenz* vom einfachen Kulturkapital scheidet, das unter ständigem Beweiszwang steht. In diesem Fall sieht man deutlich, welche schöpferische Magie sich mit dieser *institutionalisierten Macht* verbindet, der Macht, Menschen zu veranlassen, etwas zu sehen und zu glauben oder, mit einem Wort, etwas *anzuerkennen*.

Durch den schulischen oder akademischen Titel wird dem von einer bestimmten Person besessenen Kulturkapital institutionelle Anerkennung verliehen. Damit wird es u. a. möglich, die Besitzer derartiger Titel zu vergleichen und sogar auszutauschen, indem sie füreinander die *Nachfolge* antreten. Durch die Bestimmung des Geldwertes, der für den Erwerb eines bestimmten schulischen Titels erforderlich ist, läßt sich sogar ein „Wechselkurs“ ermitteln, der die *Konvertibilität* zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital garantiert. Weil der Titel das Produkt einer Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital ist, ist die Bestimmung des kulturellen Wertes eines Titelinhabers im Vergleich zu anderen unauflöslich mit dem Geldwert verbunden, für den er auf dem Arbeitsmarkt getauscht werden kann; denn die Bildungsinvestition hat nur Sinn, wenn die Umkehrbarkeit der ursprünglichen Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital zumindest teilweise objektiv garantiert ist. Da aber die materiellen und symbolischen Profite, die der schulische Titel garantiert, auch von dessen Seltenheitswert abhängen, kann es vorkommen, daß die Investitionen an Zeit und Anstrengung sich als weniger rentabel herausstellen, als bei ihrer ursprünglichen Verausgabung erwartet werden konnte. In diesem Falle hat sich der Wechselkurs zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital de facto verändert. Die Rückumwandlungsstrategien von ökonomischem in kulturelles Kapital gehören zu den veränderlichen Faktoren, die die Bildungsexplosion und die Titel-inflation beeinflußt haben. Sie werden von der Struktur der Profitchancen bestimmt, die für die unterschiedlichen Kapitalformen jeweils gilt.

## 2. Das soziale Kapital

Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit*

<sup>11)</sup> Der „concours“ ist eine französische Prüfungsform, bei der nur eine im voraus festgelegte Zahl von Prüflingen erfolgreich sein kann (Anmerkung des Übersetzers).

zu *einer Gruppe* beruhen.<sup>12)</sup> Das Gesamtkapital, das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, dient ihnen allen gemeinsam als Sicherheit und verleiht ihnen — im weitesten Sinne des Wortes — *Kreditwürdigkeit*. Sozialkapitalbeziehungen können nur in der Praxis, auf der Grundlage von materiellen und/oder symbolischen Tauschbeziehungen existieren, zu deren Aufrechterhaltung sie beitragen. Sie können auch gesellschaftlich institutionalisiert und garantiert werden, und zwar sowohl durch die Übernahme eines gemeinsamen Namens, der die Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Klasse, einem Stamm oder auch einer Schule, einer Partei usw. kennzeichnet, als auch durch eine Vielzahl anderer *Institutionalisierungsakte*, die die davon Betroffenen gleichzeitig prägen und über das Vorliegen eines Sozialkapitalverhältnisses informieren. Dieses nimmt dadurch eine quasi-reale Existenz an, die durch Austauschbeziehungen am Leben erhalten und verstärkt wird. Bei den Austauschbeziehungen, auf denen das Sozialkapital beruht, sind materielle und symbolische Aspekte untrennbar verknüpft. Sie können nur in Gang gebracht und aufrechterhalten werden, wenn diese Verknüpfung erkennbar bleibt. Deshalb lassen sie sich niemals ganz auf Beziehungen objektiver physischer (geographischer) oder auch ökonomischer und sozialer Nähe reduzieren.<sup>13)</sup>

Der Umfang des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht.<sup>14)</sup> Obwohl also das Sozialkapital nicht unmittelbar auf das ökonomische und kulturelle Kapital eines bestimmten Individuums oder auch der Gesamtheit derer, die mit ihm verbunden sind, reduziert werden kann, ist es doch niemals völlig unabhängig davon; denn die in den Tauschbeziehungen institutionalisierte gegenseitige Anerkennung setzt das Anerkennen eines Minimums von „objektiver“ Homogenität unter den Beteiligten voraus; außerdem übt das Sozialkapital einen Multiplikatoreffekt auf das tatsächlich verfügbare Kapital aus.

<sup>12)</sup> Auch der Begriff des Sozialkapitals ist nicht aus einer rein theoretischen Arbeit entstanden, noch weniger als eine analoge Ausweitung ökonomischer Begriffe. Vielmehr hat er sich angeboten zur Benennung des *Prinzips der sozialen Wirkungen*, von Wirkungen also, die zwar auf der Ebene der individuellen Handelnden — wo die statistischen Erhebungen sich zwangsläufig bewegen — klar erfaßbar sind, ohne sich jedoch auf die Summe von individuellen Eigenschaften bestimmter Handelnder reduzieren zu lassen. Diese Wirkungen, die von der Spontansozio-logie gerne als das Wirken von „Beziehungen“ identifiziert werden, sind in all den Fällen besonders gut sichtbar, wo verschiedene Individuen aus einem etwa gleichwertigen (ökonomischen oder kulturellen) Kapital sehr ungleiche Erträge erzielen, und zwar je nach dem, inwieweit sie in der Lage sind, das Kapital einer mehr oder weniger institutionalisierten und kapitalkräftigen Gruppe (Familie, Ehemalige einer „Elite“-Schule, vordem Club, Adel usw.) stellvertretend für sich zu mobilisieren.

<sup>13)</sup> Bekanntlich kann es vorkommen, daß Nachbarschaftsbeziehungen eine elementare Form der Institutionalisation erfahren. In Béarn oder im Baskenland z. B. tragen die Nachbarn aufgrund weitgehend kodifizierter Regeln bestimmte Bezeichnungen und besondere Funktionen, die nach Rängen („erster Nachbar“, „zweiter Nachbar“ usw.) differenziert sind und besonders bei den großen zeremoniellen Anlässen des gesellschaftlichen Lebens, wie Beerdigungen und Hochzeiten, zum Tragen kommen. Aber selbst in diesem Falle decken sich die tatsächlich stattfindenden Beziehungen keineswegs immer mit den sozial institutionalisierten Beziehungen.

<sup>14)</sup> Auch die *Manieren* (Benennen, Sprechweise usw.) lassen sich zumindest insoweit dem Sozialkapital zurechnen, als sie auf eine bestimmte Weise ihrer Aneignung hinweisen und damit die ursprüngliche Zugehörigkeit zu einer mehr oder weniger angesehenen Gruppe zu erkennen geben.

Die Profite, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe ergeben, sind zugleich Grundlage für die Solidarität, die diese Profite ermöglicht.<sup>15)</sup> Das bedeutet nicht, daß sie bewußt angestrebt werden — nicht einmal in den Fällen, wo bestimmte Gruppen, z. B. exklusive Clubs, offen darauf ausgerichtet sind, *Sozialkapital zu konzentrieren* und dadurch den Multiplikatoreffekt voll auszunützen, der sich aus dieser Konzentration ergibt. Aus der Zugehörigkeit zu einer derartigen Gruppe ergeben sich materielle Profite, wie etwa die vielfältigen mit nützlichen Beziehungen verbundenen „Gefälligkeiten“ und symbolische Profite, die z. B. aus der Mitgliedschaft in einer erlesenen und angesehenen Gruppe entstehen.

Die Existenz eines Beziehungsnetzes ist weder eine natürliche noch eine soziale „Gegebenheit“, die aufgrund eines ursprünglichen Institutionalierungsaktes ein für allemal fortbesteht — man denke etwa im Falle der Familie an die *genealogische* Definition von Verwandtschaftsbeziehungen. Sie ist vielmehr das Produkt einer fortlaufenden Institutionalierungsarbeit. *Institutionalisierungsriten* — die oft fälschlicherweise als „Initiationsriten“ beschrieben werden — kennzeichnen dabei die wesentlichen Momente. Diese Institutionalierungsarbeit ist notwendig für die Produktion und Reproduktion der dauerhaften und nützlichen Verbindungen, die Zugang zu materiellen oder symbolischen Profiten verschaffen.<sup>16)</sup> Anders ausgedrückt, das Beziehungsnetz ist das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewußt oder unbewußt auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen. Dabei werden Zufallsbeziehungen, z. B. in der Nachbarschaft, bei der Arbeit oder sogar unter Verwandten, in besonders auserwählte und notwendige Beziehungen umgewandelt, die dauerhafte Verpflichtungen nach sich ziehen. Diese Verpflichtungen können auf subjektiven Gefühlen (Anerkennung, Respekt, Freundschaft usw.) oder institutionellen Garantien (Rechtsansprüchen) beruhen. Dies ist darauf zurückzuführen, daß bestimmte soziale Institutionen, die einen zum Verwandten (Bruder, Schwester, Cousin), zum Adligen, zum Erben, zum Ältesten usw. stempeln, eine symbolische Wirklichkeit schaffen, die den *Zauber des Geweihten* in sich trägt. Diese weihvolle Atmosphäre wird durch ständigen Austausch (von Worten, Geschenken, Frauen usw.) reproduziert. Gegenseitiges Kennen und Anerkennen ist zugleich Voraussetzung und Ergebnis dieses Austausches. Der Austausch macht die ausgetauschten Dinge zu Zeichen der Anerkennung. Mit der gegenseitigen Anerkennung und der damit implizierten Anerkennung der Gruppenzugehörigkeit wird so die Gruppe reproduziert; gleichzeitig werden ihre *Grenzen* bestätigt, d. h. die Grenzen, jenseits derer die für die Gruppe konstitutiven Austauschbeziehungen (Handel, Kommensalität, Heirat) nicht stattfinden können. Jedes Gruppenmitglied wird so zum Wächter über die Gruppengrenzen: Jeder Neuzugang zu der Gruppe kann die Definition der

<sup>15)</sup> So kann man z. B. den nationalen Emanzipationsbewegungen und nationalistischen Ideologien nicht völlig gerecht werden, wenn man nur die streng ökonomischen Profite in Betracht zieht, d. h. nur die antizipierten Profite aus der Umverteilung eines Teils des Reichtums zum Nutzen der Einheimischen (Nationalisierung) und aus der Eroberung von gutbezahlten Arbeitsplätzen berücksichtigt (vgl. B r e t o n, A.: „*The Economics of Nationalism*“, in: *Journal of Political Economy* 72 [1964], S. 376—386). Diese (diskontierten) Profite rein ökonomischer Natur würden nur den Nationalismus der privilegierten Klassen erklären; man muß ihnen die ganz realen und unmittelbaren Profite hinzuzählen, die sich aus der Tatsache der Zugehörigkeit (Sozialkapital) ergeben. Sie sind um so größer, je weiter unten man sich in der sozialen Hierarchie befindet („arme Weiße“) oder — genauer — je mehr man von wirtschaftlichem und sozialem Niedergang bedroht ist.

<sup>16)</sup> Vgl. B o u r d i e u, P.: „*Les rites d'institution*“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 43 (1982), S. 8—63.

Zugangskriterien in Gefahr bringen, denn jede Form der *Mésalliance* kann die Gruppe verändern, indem sie die Grenzen des als legitim geltenden Austausches verändert. Deshalb ist es ganz logisch, daß in den meisten Gesellschaften die Vorbereitung und Durchführung von *Heiraten* eine Angelegenheit der betroffenen Gruppe als ganzer ist und nicht nur der unmittelbar beteiligten Individuen; denn mit der Einführung neuer Mitglieder in eine Familie, einen Clan oder einen Club wird die Definition der ganzen Gruppe mit ihren Grenzen und ihrer Identität aufs Spiel gesetzt und von Neudefinitionen, Veränderungen und Verfälschungen bedroht. Wenn, wie das in unseren Gesellschaften der Fall ist, die Familie ihr Monopol für die Einleitung aller der Kontakte verliert, die zu dauerhaften Bindungen führen — seien sie nun sozial sanktioniert, wie die Ehe, oder nicht — so kann sie dennoch weiterhin Kontrolle über diese Kontakte ausüben. In vollem Einklang mit der Logik des *laissez faire* kann sie sich aller der Institutionen bedienen, die auf die Forderung legitimer und den Ausschluß illegitimer Kontakte abzielen. Diese Institutionen liefern Anlässe (Rallyes, Kreuzfahrten, Jagden, Bälle, Empfänge usw.), Orte (vornehme Wohngegenden, exklusive Schulen, Clubs usw.) oder Praktiken (vornehme Sportarten, Gesellschaftsspiele, kulturelle Zeremonien usw.). Auf scheinbar zufällige Weise ermöglichen sie so das Zusammentreffen von Individuen, die im Hinblick auf alle für das Leben und Überleben der Gruppe wichtigen Gesichtspunkte so homogen wie möglich sind.

Für die Reproduktion von Sozialkapital ist eine unaufhörliche *Beziehungsarbeit* in Form von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich die gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt. Bei der Beziehungsarbeit wird Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital verausgabt. Ein solcher Einsatz ist nur rentabel, ja er ist überhaupt nur denkbar, wenn eine besondere Kompetenz — nämlich die Kenntnis genealogischer Zusammenhänge und realer Beziehungen sowie die Kunst, sie zu nutzen — in sie investiert wird. Sie ist ebenso fester Bestandteil des Sozialkapitals, wie die (erworbene) Bereitschaft, sich diese Kompetenz anzueignen und zu bewahren.<sup>17)</sup> Das ist einer der Gründe, weshalb der Ertrag der für die Akkumulation und Unterhaltung von Sozialkapital erforderlichen Arbeit umso größer ist, je größer dieses Kapital selber ist. Deshalb sind die Träger eines berühmten Familiennamens, der auf ein ererbtes Sozialkapital deutet, in der Lage, alle ihre Gelegenheitsbekanntschaften in dauernde Beziehungen umzuwandeln: Wegen ihres Sozialkapitals sind sie besonders gefragt. Weil sie bekannt sind, lohnt es sich, sie zu kennen. Sie haben es nicht nötig, sich allen ihren „Bekanntten“ selbst bekanntzumachen, denn es gibt mehr Leute, denen sie bekannt sind, als sie selber kennen. Wenn sie überhaupt einmal Beziehungsarbeit leisten, so ist deren Ertrag deshalb sehr hoch.

In allen Gruppen gibt es mehr oder weniger institutionalisierte Formen der *Delegation*. Dadurch wird es möglich, das gesamte Sozialkapital, auf Grund dessen die Gruppe (Familie, Nation, oder auch Verband oder Partei) existiert, in den Händen eines Einzelnen oder einiger Weniger zu konzentrieren. Der mit der „*plena potestas agendi et loquendi*“ ausgestattete Bevollmächtigte wird beauftragt, die Gruppe zu *vertreten*, in *ihrem Namen* zu handeln und zu sprechen, und so, aufgrund des allen gehörenden Kapitals, eine Macht auszuüben, die in keinem Verhältnis zu seinem persönlichen Gewicht steht. Auf der elementarsten Institutionalisierungsebene z. B. ist das Familienoberhaupt stillschweigend als die einzige Person anerkannt, die bei

<sup>17)</sup> Man kann wohl annehmen, daß das Talent zum „Mondänen“ (oder, allgemeiner, das „Beziehungstalent“) zwischen den sozialen Klassen — und, bei identischer Klassenzugehörigkeit, auch zwischen Individuen unterschiedlicher sozialer Herkunft — sehr ungleich verteilt ist.

allen offiziellen Anlässen im Namen der Familiengruppe spricht. In diesem Falle einer *diffusen Delegation* sind die „Großen“ gezwungen, sich persönlich für die Verteidigung der Ehre auch von ganz unbedeutenden Gruppenmitgliedern einzusetzen, um die Bedrohung der Gruppenehre abzuwehren. Die Konzentration von sozialem Kapital durch *institutionalisierte Delegation* erlaubt es dagegen, die Folgen individueller Verfehlungen zu begrenzen, indem Verantwortungsbereiche explizit abgegrenzt und die anerkannten Mandatsträger ermächtigt werden, die Gesamtgruppe vor Unehre zu schützen, indem sie kompromittierende Individuen ausschließen oder exkommunizieren.

Um zu verhindern, daß der interne Wettbewerb um das Monopol der legitimen Gruppenrepräsentation die Erhaltung und weitere Akkumulation des gruppenkonstituierenden Kapitals bedroht, müssen die Gruppenmitglieder einerseits regeln, wie man Gruppenmitglied wird, andererseits aber vor allem auch, wie man zum Repräsentanten (Delegierten, Beauftragten, Bevollmächtigten usw.) der gesamten Gruppe wird und damit zugleich über ihr gesamtes Sozialkapital verfügt. Das Delegationsprinzip hat die paradoxe Eigenschaft, daß der jeweilige Mandatsträger die im Namen einer Gruppe angesammelte Macht auch über, und bis zu einem gewissen Grade gegen, diese Gruppe ausüben kann.<sup>18)</sup> Die Mechanismen der Delegation und der Repräsentation (sowohl im theatralischen, wie im rechtlichen Sinne) tragen somit das Prinzip der *Zweckentfremdung* des mit ihrer Hilfe geschaffenen Sozialkapitals bereits in sich. Denn je größer die Gruppe und je machtloser ihre Mitglieder, desto mehr werden Delegation und Repräsentation zur Voraussetzung für die Konzentration von Sozialkapital — unter anderem deshalb, weil es auf diese Weise für eine Vielzahl von unterschiedlichen und verstreuten Individuen möglich wird, „wie ein Mann zu handeln“, und weil sich so auch die Folgen der Endlichkeit des menschlichen Lebens und der körperlichen Gebundenheit an Raum und Zeit überwinden lassen.

Die Möglichkeit der Zweckentfremdung von Sozialkapital beruht auf der Tatsache, daß eine Gruppe in ihrer Gesamtheit von einer klar abgegrenzten und jedermann deutlich sichtbaren, von allen gekannten und anerkannten Teil-Gesamtheit *repräsentiert* werden kann, und zwar in jedem Sinne dieses Wortes: von den Nobiles, den „bekannten Leuten“, den Berühmten, die im Namen der Gesamtheit sprechen können, die Gesamtheit repräsentieren und in ihrem Namen auch Herrschaft ausüben. Der Modellfall für diese Art der Repräsentation ist der Adel. Der Adlige ist die zum Individuum gewordene Gruppe. Er trägt den Namen der Gruppe, sie den seinen.<sup>19)</sup> Der Name des adligen Herrn, und die in ihm zum Ausdruck kommende Differenz, ist gleichzeitig der Name der Mitglieder seiner Gruppe, seiner Leibeigenen, aber auch seiner Länder und Schlösser. Potentiell gilt die *Logik der Repräsentation* auch für solche Phänomene wie den „Personenkult“ oder die Identifikation von Parteien, Gewerkschaften oder sozialen Bewegungen mit ihrem Führer. Sie läuft darauf hinaus, daß das Zeichen sich an die Stelle des Bezeichneten, der Repräsentant sich an die Stelle der von ihm Repräsentierten setzt. Dies ist zum einen deshalb der Fall, weil sein Hervorragendes, seine illustre Person, seine Sichtbarkeit etwas Wesent-

<sup>18)</sup> Ohne Zweifel gilt das in besonderem Maße für die Grenzfälle, wo die von einem Delegierten vertretene Gruppe von ihm selbst geschaffen ist und nur durch ihn existiert.

<sup>19)</sup> Die metaphorische Verbindung zwischen dem Adligen und der durch ihn repräsentierten Gruppe wird z. B. sichtbar, wenn Kleopatra von Shakespeare als „Ägypten“ oder der König von Frankreich als „Frankreich“ tituliert wird oder wenn Racine von „Epirus“ spricht, wenn er König Pyrrhus meint.

liches, wenn nicht das Wesentliche seiner Macht ausmachen, einer vollkommen symbolischen Macht, die sich ganz in der Logik des Kennens und Anerkennens bewegt; zum anderen liegt es aber auch daran, daß Repräsentation — ebenso wie Abzeichnen oder Wappen — selbst die ganze Realität von Gruppen sein und erschaffen können, deren wirksame soziale Existenz allein in und durch die Repräsentation besteht.<sup>20)</sup>

### 3. Die Kapitalumwandlungen

Die anderen Kapitalarten können mit Hilfe von ökonomischem Kapital erworben werden, aber nur um den Preis eines mehr oder weniger großen Aufwandes an *Transformationsarbeit*, die notwendig ist, um die in dem jeweiligen Bereich wirksame Form der Macht zu produzieren. So gibt es z. B. bestimmte Güter und Dienstleistungen, die mit Hilfe von ökonomischen Kapital ohne Verzögerung und sekundäre Kosten erworben werden können. Es gibt aber auch solche, die nur aufgrund eines sozialen Beziehungs- oder Verpflichtungskapitals erworben werden können. Derartige Beziehungen oder Verpflichtungen können nur dann kurzfristig, zum richtigen Zeitpunkt, eingesetzt werden, wenn sie bereits seit langem etabliert und lebendig gehalten worden sind, als seien sie ein Selbstzweck. Dies muß außerhalb der Zeit ihrer Nutzung geschehen sein, also um den Preis einer Investition von Beziehungsarbeit, die notwendigerweise langfristig angelegt sein muß; denn die Dauer der verflossenen Zeit ist selbst einer der Faktoren, die dafür sorgen, daß eine einfache und direkte Schuld sich in ein allgemeines Schuldanerkenntnis „ohne Titel und Vertrag“ umwandelt — also in Anerkennung.<sup>21)</sup>

<sup>20)</sup> Selbstverständlich bewegt sich das Sozialkapital so ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, daß es immer als symbolisches Kapital funktioniert.

<sup>21)</sup> Um einem wahrscheinlichen Mißverständnis entgegenzuwirken, muß präzisiert werden, daß Investitionen im hier erörterten Sinne nicht notwendigerweise auf einem bewußten *Kalkül* beruhen; vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß sie in der *Logik affektiver Investitionen* erlebt werden, d. h. als eine gleichzeitig notwendige und uneigennützig verpflichtende (involvement), Damit wende ich mich gegen die Historiker, die (selbst wenn sie so sensibel für symbolische Effekte sind, wie E. P. Thompson) zu der Vorstellung neigen, die symbolischen Praxen — gepuderte Perücken und Prunkgewänder — seien ausdrückliche Herrschaftsstrategien, die für das Gesehenwerden (von unten) *bestimmt* und *gemacht* sind (intended to be seen). Außerdem neigen sie dazu, großzügige oder wohlthätige Verhaltensweisen als „kalkulierte Handlungen zur Befriedigung des Klassenkonfliktes“ zu interpretieren. Diese naiv-materialistische Auffassung läßt vergessen, daß gerade die ehrlichsten und uneigennützigsten Handlungen dem objektiven Interesse am meisten konform sein können. Viele Handlungsbereiche, besonders wenn dort das *Leugnen* von Eigennutz und jeder Art von Berechnung große Bedeutung hat, wie im Bereich der kulturellen Produktion, gewähren nur denjenigen volle Anerkennung — und damit die Weihe, die den Erfolg definiert —, die sich durch den unmittelbaren Konformismus ihrer Investitionen hervortun und damit ihre *Aufrichtigkeit* und ihre Verbundenheit mit den jeweils geltenden grundlegenden Prinzipien unter Beweis stellen. In der Tat wäre es völlig falsch, die Sprache der rationalen Strategie und des zynischen Kalküls von Kosten und Profit zu verwenden, um die „Wahl“ des Habitus zu beschreiben, die einen Artisten, Schriftsteller oder Forscher zu dem „ihm gemäßen“ Ort (bzw. Objekt, Material, Stil, Genre usw.) führen. Dies gilt, obwohl z. B. die Veränderung eines Genres, einer Schulenzugehörigkeit oder eines Spezialgebietes — also *Wandlungen*, die man „mit ganzer Seele“ vollzieht — immer als *Rückumwandlungen* verstanden werden können, deren Orientierung und Triebkraft (die häufig über ihren Erfolg entscheidet), von einem *Sinn für Investitionen* bestimmt sind. Die Chance, daß dieser nicht als solcher erkennbar ist, ist um so größer, je schärfer er entwickelt ist. Die Unschuld ist das Privileg derer, die in ihrem Bereich wie Fische im Wasser sind...

Man muß somit von der *doppelten* Annahme ausgehen, daß das ökonomische Kapital einerseits allen anderen Kapitalarten zugrundeliegt, daß aber andererseits die transformierten und travestierten Erscheinungsformen des ökonomischen Kapitals niemals ganz auf dieses zurückzuführen sind, weil sie ihre spezifischsten Wirkungen überhaupt nur in dem Maße hervorbringen können, wie sie verbergen (und zwar zu allererst vor ihrem eigenen Inhaber), daß das ökonomische Kapital ihnen zugrundeliegt und insofern, wenn auch nur in letzter Instanz, ihre Wirkungen bestimmt. Es ist nur möglich, das Funktionieren des Kapitals in seiner Logik, die Kapitalumwandlungen und das sie bestimmende Gesetz der Kapitalerhaltung zu verstehen, wenn man zwei einseitige und einander entgegengesetzte Betrachtungsweisen bekämpft: Die eine ist der „*Ökonomismus*“, der alle Kapitalformen für letztlich auf ökonomisches Kapital reduzierbar hält und deshalb die spezifische Wirksamkeit der anderen Kapitalarten ignoriert; die andere ist der „*Semiologismus*“, der heute durch den Strukturalismus, den symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie vertreten wird. Er reduziert die sozialen Austauschbeziehungen auf Kommunikationsphänomene und ignoriert die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf die Ökonomie.<sup>22)</sup>

Entsprechend dem Satz von der Erhaltung der Energie gilt das Prinzip, daß Gewinne auf einem Gebiet notwendigerweise mit Kosten auf einem anderen Gebiet bezahlt werden; in einer „*allgemeinen Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis*“ wird deshalb ein Begriff wie *Verschwendung* überflüssig. Die universelle Wertgrundlage, das Maß aller Äquivalenzen, ist dabei nichts anderes als die *Arbeitszeit* im weitesten Sinne des Wortes. Das durch alle Kapitalumwandlungen hindurch wirkende *Prinzip der Erhaltung sozialer Energie* läßt sich verifizieren, wenn man für jeden gegebenen Fall sowohl die in Form von Kapital akkumulierte Arbeit als auch die Arbeit in Rechnung stellt, die für die Umwandlung von einer Kapitalart in eine andere notwendig ist.

Wir haben bereits gesehen, daß beispielsweise die Umwandlung von ökonomischem in soziales Kapital eine spezifische Arbeit voraussetzt. Dabei handelt es sich um eine scheinbar kostenlose Verausgabung von Zeit, Aufmerksamkeit, Sorge und Mühe. Die Austauschbeziehung verliert dadurch ihre rein monetäre Bedeutung, was sich z. B. an dem Bemühen um die „*persönliche*“ Gestaltung eines Geschenkes zeigen läßt. Gleichzeitig wird dadurch der Sinn der Austauschbeziehung selbst verändert, die aus einem engen „*ökonomischen*“ Blickwinkel als reine Verschwendung erscheinen muß, während sie im Rahmen der umfassenden Logik des sozialen Austausches eine sichere Investition darstellt, deren Profite über kurz oder lang in monetärer oder anderer Gestalt wahrgenommen werden können. Gleiches gilt bei der Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital. Das beste Maß für kulturelles Kapital ist

<sup>22)</sup> Um die Prägnanz dieser beiden antagonistischen Positionen verstehen zu können, die sich gegenseitig als Alibi dienen, müßte man die *unbewußten Profite* (profits inconscients) und die *Profite der Inkonsequenz* (profits d'inconscience) analysieren, die sie den Intellektuellen verschaffen. Während die einen im Ökonomismus ein Mittel finden, sich selbst für unbeteiligt zu erklären, indem sie das kulturelle Kapital und alle die spezifischen Profite verschwinden lassen, die sie an die Seite der Herrschenden stellen, bewegen die anderen sich nur im Reich der Symbole und weichen dem — wahrhaft verabscheuungswürdigen — Feld der Ökonomie aus, wo alles sie daran erinnert, daß sie selbst sich letztlich nach ökonomischen Gesichtspunkten bewerten lassen. (Sie tun damit nichts anderes, als auf theoretischer Ebene die Strategie zu reproduzieren, mit der die Intellektuellen und die Artisten ihre Werte — das heißt: ihren Wert — durchzusetzen versuchen, indem sie das Gesetz des Marktes umkehren, wo das, was man hat oder was man verdient, vollkommen bestimmt, was man „wert“ ist und was man ist.)

zweifelloso die Dauer der für seinen Erwerb aufgewendeten Zeit. D. h., die Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital setzt einen Aufwand an Zeit voraus, der durch die Verfügung über ökonomisches Kapital ermöglicht wird. Oder, genauer gesagt, das kulturelle Kapital, das in Wirklichkeit ja in der Familie weitergegeben wird, hängt nicht nur von der Bedeutung des in der häuslichen Gemeinschaft verfügbaren kulturellen Kapitals ab, das nur um den Preis der Verausgabung von Zeit akkumuliert werden konnte, es hängt vielmehr auch davon ab, wieviel nutzbare Zeit (vor allem in Form von freier Zeit der Mutter) in der Familie zur Verfügung steht, um die Weitergabe des Kulturkapitals zu ermöglichen und einen verzögerten Eintritt in den Arbeitsmarkt zu gestatten. Das in der Familie verfügbare ökonomische Kapital spielt dabei eine entscheidende Rolle. Der so ermöglichte spätere Eintritt in den Arbeitsmarkt gestattet den Erwerb von schulischer Bildung und Ausbildung — ein Kredit, dessen Ertrag nicht, und jedenfalls nur auf lange Frist garantiert ist.<sup>23)</sup>

Die Tatsache der gegenseitigen Konvertierbarkeit der verschiedenen Kapitalarten ist der Ausgangspunkt für Strategien, die die Reproduktion des Kapitals (und der Position im sozialen Raum) mit Hilfe möglichst geringer Kapitalumwandlungskosten (Umwandlungsarbeit und inhärente Umwandlungsverluste) erreichen möchten. Die unterschiedlichen Kapitalarten unterscheiden sich nach ihrer Reproduzierbarkeit, also danach, wie leicht sie sich übertragen lassen. Dabei geht es zum einen um das Ausmaß der bei der Kapitalübertragung auftretenden Schwundquote, zum anderen darum, in welchem Maße sich die Kapitalübertragung verschleiern läßt; das Schwundrisiko und die Verschleierungskosten haben die Tendenz, mit entgegengesetzten Vorzeichen zu variieren. Alles, was zur Verschleierung des Ökonomischen beiträgt, trägt auch zur Erhöhung des Schwundrisikos bei, insbesondere bei der Kapitalübertragung zwischen den Generationen. Die auf den ersten Blick gegebene scheinbare Unvereinbarkeit der verschiedenen Kapitalarten trägt deshalb ein beträchtliches Maß an Unsicherheit in alle Transaktionen zwischen Inhabern unterschiedlicher Kapitalarten hinein. Ebenso verhält es sich auch bei dem Sozialkapital, bei dem es sich ja um ein Kapital von langfristig nützlichen Verpflichtungen handelt, das durch gegenseitige Geschenke, Gefälligkeiten, Besuche u. ä. produziert und reproduziert wird — durch Tauschbeziehungen also, die Kalküle und Garantien explizit ausschließen und damit das Risiko der „*Undankbarkeit*“ heraufbeschwören; denn es besteht immer die Gefahr, daß die Anerkennung einer Schuldverpflichtung, die angeblich aus einer derartigen vertragslosen Austauschbeziehung entstanden ist, verweigert wird. Ebenso steht auch dem für die Transmission von Kulturkapital charakteristischen hohen Maß an Verschleierung nicht nur das inhärente Schwundrisiko gegenüber, sondern auch die Tatsache, daß der *schulische Titel* die institutionalisierte Form von Bildungskapital darstellt. Er ist nicht übertragbar (wie der Adelstitel) und nicht käuflich (wie der Börsentitel). Genauer gesagt, die Übertragung von kulturel-

<sup>23)</sup> Einer der wertvollsten Vorteile aller Kapitalarten ist die Zunahme der Menge von nützlicher Zeit, die als Aneignung der Zeit anderer (in Form von Dienstleistungen) durch die verschiedenen Formen der Stellvertretung ermöglicht wird. Sie kann entweder die Form der Zunahme von freier Zeit annehmen, als Korrelat für die Beschränkung des Zeitaufwandes für Tätigkeiten, die direkt auf die Produktion von Mitteln zur Reproduktion der häuslichen Gruppenexistenz abzielen; oder sie führt zu einer Intensivierung der Nutzung der Arbeitszeit aufgrund der Nutzung von fremder Arbeit oder von Instrumenten und Methoden, die nur um den Preis einer Ausbildung, also von Zeit zugänglich sind: Man „*gewinnt Zeit*“ (z. B. mit den schnellsten Transportmitteln, mit Wohnungen möglichst nahe am Arbeitsplatz usw.). Umgekehrt werden die Geldersparnisse des Armen mit Zeitverlust bezahlt — das Basteln, die Suche nach Sonderangeboten oder dem günstigsten Preis lassen sich nur auf Kosten langer Wege, Wartezeiten usw. durchführen.

lem Kapital vollzieht sich in größerer Heimlichkeit, aber auch mit größerem Risiko als die des ökonomischen Kapitals; denn die ständige diffuse Übertragung von Kulturkapital in der Familie entzieht sich dem Bewußtsein ebenso wie aller Kontrolle.<sup>24)</sup> Um seine volle Wirksamkeit, zumindest auf dem Arbeitsmarkt, ausspielen zu können, bedarf das kulturelle Kapital deshalb in zunehmendem Maße der Bestätigung durch das Unterrichtssystem, also die Umwandlung in schulische Titel: In dem Maße nämlich, wie der schulische Titel — versehen mit der eigentümlichen Wirksamkeit des „Offiziellen“ — zur Vorbedingung für den legitimen Zugang zu einer immer größeren Zahl von Positionen, insbesondere herrschenden Positionen wird, tendiert das Unterrichtssystem dazu, der häuslichen Gruppe immer mehr das Monopol für die Übertragung von Macht und Privilegien zu entziehen.<sup>25)</sup>

Der *arbiträre* Charakter der Aneignung zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Übertragung von Kapital, vor allem bei der Sukzession, einem kritischen Moment für jede Macht. Jede Reproduktionsstrategie ist deshalb unausweichlich auch eine Legitimationsstrategie, die darauf abzielt, sowohl die exklusive Aneignung wie auch ihre Reproduktion sakrosankt zu machen. Die subversive Kritik sucht deshalb die herrschende Klasse zu treffen, indem sie das Prinzip ihrer Perpetuierung kritisiert. Sie bringt ans Licht, daß die Adelstitel selbst ebenso arbiträr sind wie ihre Übertragung. Wenn aber aufgedeckt ist, daß institutionalisierte Mechanismen wie z. B. die Erbfolgegesetze darauf abzielen, die offizielle und direkte Übertragung von Macht und Privilegien zu regeln, so wächst das Interesse der Inhaber von Kapital, sich solcher Reproduktionsstrategien zu bedienen, die eine bessere Verschleierung der Kapitaltransmission gewährleisten. Da dabei von der Konvertibilität der Kapitalarten Gebrauch gemacht werden muß, ist der Preis dafür ein größerer Kapitalchwund. Je mehr die offizielle Übertragung von ökonomischem Kapital verhindert oder gebremst wird, desto stärker bestimmt deshalb die geheime Zirkulation von Kapital in Gestalt der verschiedenen Formen des Kulturkapitals die Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur. Das Unterrichtssystem — ein Reproduktionsinstrument mit besonderer Fähigkeit zur Verschleierung der eigenen Funktion — gewinnt dabei an Bedeutung, und der Markt für soziale Titel, die zum Eintritt in begehrte Positionen berechtigt, vereinheitlicht sich.

<sup>24)</sup> Deshalb entsteht der Anschein, als beruhe die Aufteilung der verschiedenen Titel, die das Unterrichtssystem zuerkennt, allein auf der Verteilung *natürlicher* Eigenschaften.

<sup>25)</sup> Im Rahmen einer globalen Strategie der Diversifizierung des Besitzes und der Investitionen, wodurch ein Höchstmaß an Sicherheit und Rentabilität gewährleistet bleiben soll, tendieren die herrschenden Fraktionen dazu, der Erziehungsinvestition immer mehr Raum zuzubilligen. Selbstverständlich haben sie dabei vielerlei Mittel, um den schulischen Urteilen zu entgehen: Abgesehen davon, daß die direkte Übertragung von ökonomischem Kapital immer eines der Hauptinstrumente der Reproduktion bleibt, läßt sich der Effekt schulischer Sanktionen durch die Wirkung von Sozialkapital („Protektion“, „Druck“, „Beziehungen“ usw.) korrigieren. Die schulischen Titel funktionieren niemals vollkommen wie Geld; weil sie niemals ganz von ihrem jeweiligen Besitzer abgelöst werden können, haben sie um so mehr Wert, je mehr Mittel ihr Inhaber besitzt, um sie zu verwerten. Das gilt besonders in den am wenigsten rigiden Sektoren der sozialen Struktur.

## Bildung als Kapital:

### Neue Perspektiven für die Analyse der Sozialstruktur?

Von Beate Kraus

#### 1. Einleitung

Bildung ist in modernen, industrialisierten Gesellschaften zu einem wichtigen Kriterium der sozialen Differenzierung geworden. Durchgängig und nahezu unbefragt wird beispielsweise die formale Bildung in sozialstatistischen Erhebungen als Indikator für die soziale Lage von Individuen und Haushalten verwandt. Dem gewöhnlichen, vorwissenschaftlichen Bewußtsein ist die Annahme eines Zusammenhangs von Bildung und Lebenschancen, die Annahme der Produktion und Reproduktion der Strukturen sozialer Ungleichheit auch oder wesentlich durch ungleiche Bildung ebenso gegenwärtig wie dem soziologischen Denken. Eine eindrucksvolle, da Entwicklungsprozesse wie im Zeitraffer präsentierende Anschauung für die soziale Strukturierung durch Bildung liefern in jüngster Zeit jene Gesellschaften der Dritten Welt, die in einem sehr kurzen Zeitraum von einer subsistenzwirtschaftlichen Produktionsweise zu einer gespaltenen Ökonomie mit einem traditionellen und einem modernen, in weltwirtschaftlichen Austauschbeziehungen stehenden Sektor übergegangen sind. Diese Gesellschaften sehen sich mit der Transformation ihrer Wirtschaft und der Entwicklung eines modernen Bildungssystems unvermittelt einer zuvor ungekannten Differenzierung der Lebenschancen entlang des Kriteriums formaler Bildung gegenüber, da der Zugang zum attraktiven modernen Sektor über Bildungszertifikate kanalisiert wird<sup>1)</sup>.

Die sozialwissenschaftlichen Arbeiten über die Sozialstruktur in Gesellschaften mit entwickelter kapitalistischer Produktionsweise weisen bei näherem Hinsehen starke Divergenzen in der Art und Weise auf, wie der Zusammenhang von Bildung und sozialer Ungleichheit formuliert und wie Bildung in der jeweiligen theoretischen Konzeption von Sozialstruktur berücksichtigt wird. Müller/Mayer (1976), die sich mit den verschiedenen Thesen zum Verhältnis von Bildung, Beruf und sozialem Status auseinandersetzen, schreiben zur Charakterisierung des Diskussionsstandes, „daß fast jede denkbare Behauptung über die Beziehungen zwischen sozialer Herkunft, Bildung und beruflichem Status auch tatsächlich vertreten worden ist“<sup>2)</sup>. Dabei fällt auf, daß die synchrone und die diachrone Betrachtungsweise oft nicht scharf voneinander getrennt werden, so daß divergierende Positionen in der Tat nebeneinander bestehen können, ohne sich direkt zu widersprechen.

Die Vielfalt der Vorstellungen über den Zusammenhang von Bildung und Lebenschancen ist neuerdings noch bereichert worden durch — sehr verschiedenartigen theoretischen Traditionen entstammende — Konzepte, die Bildung als eine Form von Kapital thematisieren: die Humankapital-Theorie in den Wirtschaftswissenschaften und der von Pierre Bourdieu entwickelte Begriff des kulturellen

<sup>1)</sup> Die Folgen dieser engen und für eine Reihe von Gesellschaften der Dritten Welt, vor allem Afrikas, neuen Koppelung von Bildung und Lebenschancen für die Funktionsweise des Bildungswesens sind vor allem unter dem Stichwort „diploma disease“ diskutiert worden. Vgl. dazu Dore, R.: *The Diploma Disease*, Berkeley-Los Angeles: University of California Press 1976.

<sup>2)</sup> Müller, W., und Mayer, K. U.: *Chancengleichheit durch Bildung? Untersuchungen über den Zusammenhang von Ausbildungsabschlüssen und Berufsstatus*, Stuttgart: Klett 1976, S. 18.